

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 86 (1960)

Heft: 17

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Rorschacher Trichter

WERNER WOLLENBERGER

Die Glosse:

Andere Zeiten . . .

Neulich hat in Johannesburg, der Hauptstadt von Südafrika, ein gewisser Mister Pratt seinen Revolver gezogen und einem gewissen Mister Verwoerd zwei Kugeln in den Kopf gejagt.

Im Anschluß an diese Aktion wurde Mister Pratt von einigen Umstehenden überwältigt und daran gehindert, auch noch die restlichen vier Patronen in Mister Verwoerd zu deponieren. Diesem Umstand verdankt letzterer sein Leben.

Der beschriebene Vorfall ging durch die WeltPresse. Bewegte Schilderungen füllten die Titelblätter der Zeitungen und ausführliche Reportagen waren im Radio zu hören.

Die Erregung ist nicht ganz unbegreiflich. Zwar weiß man von Mister Pratt nicht besonders viel, aber Mister Verwoerd ist immerhin der Ministerpräsident der Südafrikanischen Union.

Es wäre nun allerdings zu bemerken, daß Mister Pratt – obwohl er, wie die Zeitungen eiligst versicherten, bereits schon einmal in einer psychiatrischen Klinik interniert war und im Hyde-Park auf einer Seifenkiste wirre Reden gehalten haben soll – nicht unbedingt in geistiger Umnachtung handelte.

Mister Pratt hatte, als er seinen Revolver zog, gewisse Gründe.

Er war mit Mister Verwoerd nicht einverstanden.

Es ist, glauben Sie es nur, keine Schande, mit Mister Verwoerd nicht einverstanden zu sein.

Es ist schon eher eine, wenn man gleichen Sinnes mit ihm ist.

Mister Verwoerd nämlich ist das, was man einen strikten Anhänger der Apartheid nennt. Darunter versteht man einen Verfechter der Rassentrennung.

Und das wiederum ist eine sehr-sehr-sehr milde Umschreibung für den Versuch, zehn Millionen Neger weiterhin als Sklaven zu behan-

deln und eine Million Weiße als wandelnde Vertreter des lieben Gottes zu betrachten.

Es ist der Versuch einer Umschreibung für die Tatsache, daß Negerleben ungefähr so wertvoll sind wie eine Schachtel mit schwarzer Schuhwichse.

Mister Verwoerd, früherer Professor der Psychologie, glaubt sehr-sehr fest an die Göttlichkeit des weißen Mannes. Und er glaubt beinahe noch sehrer an die Unmenschlichkeit des schwarzen Mannes.

Beispielsweise – so erfährt man nebenbei – brüstet sich Mister Verwoerd mit der Tatsache, daß keines seiner Kinder je von einem schwarzen Diener gebadet oder angekleidet worden sei.

Natürlich entgeht Ihnen und mir hier eine Nuance: wir beiden begreifen nicht, was an diesem Umstand so besonders erfreulich sein könnte. Wir beide – Sie und ich – können uns vorstellen, daß die Sprößlinge des Mister Verwoerd durch diese Unterlassung nicht wesentlich besser geworden sind. Und überhaupt: uns ist es natürlich ganz egal, wer die kleinen Verwoerdchens badet oder anzieht. Von uns aus kann das eine spinnenbeinige Zofe aus Manchester, ein Sioux-Indianer, die Königin von Dings-

da oder auch der Schneemann Yeti sein. Und falls dem alten Verwoerd so viel am Weißen liegt – eventuell sogar ein Albino aus Grönland.

Dem Mister Pratt war es nicht egal. Der lebte nämlich auch in der Südafrikanischen Union und der sah, wie sie dort die Neger behandeln. Er sah, wie sie in den Minen ausgebaut werden.

Er sah, wie man sie in riesige Ghettos sperre.

Er sah, wie man sie zwang, Nummern zu sein und Pässe zu tragen. Er sah, wie man ihnen vorschrieb, was sie nicht durften und was ihnen nicht erlaubt war und was man ihnen verbot.

Er sah, wie man sie in Sharpeville mit Maschinengewehren zusammenmähte.

Und er war damit nicht einverstanden und er beschloß, etwas dagegen zu tun.

Er schrieb jedoch nicht etwa einen Brief an die *«Times»* oder an *«Time»*. Er hielt auch keine Reden vor dem Regierungsgebäude.

Er veröffentlichte keine Flugzettel. Sondern er beschloß, einen Denkzettel zu erteilen.

Und so ging er hin, nahm an der Eröffnung einer landwirtschaftlichen Ausstellung teil und schoß Mister Verwoerd zweimal in den Kopf.

Mister Pratt, das weiß man heute, ist kein besonders guter Schütze. Deshalb lebt Mister Verwoerd noch und es ist nicht an mir, diese Tat- sache zu kommentieren, weil es sonst zu diplomatischen Verwicklungen führen könnte.

Natürlich kommentierte die WeltPresse diese beiden Schüsse. Und allgemein kam Mister Pratt dabei nicht sehr gut weg. Man hielt ihm entgegen, Mord könnte nicht durch Mord beseitigt werden und man warf ihm vor, Terror sei keine Art, Terror aus der Welt zu schaffen. Man tat das auch bei uns.

Große Tageszeitungen verurteilten die Schüsse des Herrn Pratt.

Und wir – Sie und ich – waren der gleichen Meinung.

Sie und ich, wir sagten: so geht das nicht!

Sagten wir.

Sagten Sie.

Sagte ich.

Bis mir etwas einfiel.
Eine Geschichte.

Ich nehme an, Sie kennen die Story. Deshalb kann ich darauf verzichten, sie in Breite zu erzählen. Es handelt sich um eine Geschichte, die schon einige Zeit zurückliegt. So zirka 700 Jahre.

Passiert ist sie in der Schweiz. In Küßnacht, am Vierwaldstätter-See.

Die Hauptbeteiligten: ein gewisser

Herr Geßler und ein gewisser Wilhelm Tell.

Erinnern Sie sich?

Eben!

Schauen Sie, ich muß in letzter Zeit des öfteren an diese Geschichte, die wir alle so sehr lieben, denken. Etwa wenn ich in unseren Zeitungen lese, daß algerische Rebellen überwältigt wurden oder daß algerische Aufständische große Verluste erlitten haben.

Oder daß eben ein gewisser Mister Pratt ein Attentat, einen Anschlag, einen Mordversuch Richtung Mister Verwoerd versucht habe.

Ich frage Sie: was heißt da eigentlich *«Rebellen»*, *«Aufständische»*, *«Attentat»*, *«Anschlag»*, *«Mordversuch»*?

Ich frage Sie: war der Wilhelm Tell ein Attentäter? War er ein Mörder?

Ich frage Sie: waren die Leute, die auf dem Rütli schworen, *«Rebellen»*? Waren sie *«Aufständische»*?

Ich frage weiter: hätte der Wilhelm sich sagen sollen, Unrecht sei durch Unrecht nicht zu beheben? Hätte er sich überlegen müssen, daß Mord nicht durch Morden zu ändern sei?

Hätte er damals einen Umweg um die Hohle Gasse machen müssen?

Ich frage auch: hätten Morgarten und ähnliche Veranstaltungen unterbleiben sollen? Hatten ein paar Bauern wirklich das Recht, nicht länger Sklaven bleiben zu wollen?

Durften sie sich erheben, rebellieren, aufständisch werden?

Ich frage nur so.

Ich suggeriere Ihnen keine Antwort. Ich überlasse es ganz Ihnen.

Und ich weiß auch, daß ich da ein bißchen vereinfache, schrecklicherweise simplifizierte, naiv verallgemeinere.

Trotzdem frage ich mich.

Ich lese *«Attentat»*, *«Mord»*, *«Rebellen»*, *«Aufständische»* und ich denke *«Geßler»*, *«Tell»*, *«Hohle Gasse»*, *«Morgarten»* und ich bringe das nicht so ganz zusammen und deshalb frage ich mich.

Natürlich: es waren andere Zeiten. Es war im frühen Mittelalter.

Es war in grauer Vorzeit. Wollen wir es uns leicht machen,

Sie und ich?

Ja?

Also: es waren andere Zeiten . . .



Tilsiter

Drum ghört Tilsiter uf e Tisch!
Me weiss mit ihm, wora me-n-isch.





Darf ich vorstellen?

Das letzte Wunder

Eine ganz besonders bittere Erkenntnis ist diese: je älter man wird, desto dümmer wird man. Und damit – zwangsläufig – auch bescheidener.

Wenigstens geht mir das so. Als ich achtzehn war, da wütete in mir eine geradezu erschreckende Intelligenz. Das Leben war ein offenes Buch. Es stand kein Satz darin, den ich nicht verstanden hätte. Und alle Sätze zusammengenommen umschrieben auch nicht ein einziges Problem, das mir verschlossen geblieben wäre.

Ich begriff alles.

Ich wußte alles.

Mir war alles ganz klar.

Das hielt an bis ich etwa fünfundzwanzig Jahre alt war.

Um jene Zeit ließ mich eine angesehene Tageszeitung dieses Landes nahezu täglich auf ihre wenigen, aber intellektuell hochstehenden Leser los.

Und zwar als Film-Kritiker. Du liebe Zeit, wie sicher damals mein Urteil war! Ich schaute mir einen Film an und wußte auch schon ganz haargenau, was mit ihm los sei.

Ganz präzis konnte ich ihn einsteilen.

Ganz sicher wußte ich, daß er ein Meisterwerk, ein Schmarren oder verstimmdes Mittelmaß sei.

Zum Beispiel setzten sie mich eines Tages in einen Streifen, der hieß *Tagebuch eines Landpfarrers*.

Nach zehn Minuten begann ich auf dem Kinosessel herumzurutschen.

Nach fünfzehn Minuten machte ich Bemerkungen, die meinen Freund Hans beinahe zum Ersticken brachten.

Nach zwanzig Minuten lieferte er Glossen, die mich aufwiehern ließen. Und nach dreißig Minuten schliefen wir, ermattet vom Film und vom Witzigsein, bis zum Ende.

Und dann schrieb ich zuhause gute Sachen über den Streifen, und die Leser lasen es, und ich war sehr stolz darauf.

Und wenn ich heute daran denke, dann schäme ich mich.

Der Film war nämlich von Robert Bresson, und inzwischen hat dieser Mann andere Filme geschaffen und zuletzt erst einen, der sich schlicht *Pickpocket* nennt.

Ich habe ihn neulich gesehen. Vielleicht kann ich ein bißchen von dem Unrecht, das ich damals getan habe, wieder gutmachen.

Also: *Pickpocket*.

Das ist der englische Titel des französischen Filmes.

Zu deutsch heißt es *Taschendieb*. Das ist knapp, lakonisch, schmucklos.

Und so ist der ganze Film.

Worum es geht?

Auf den ersten Blick: um nichts. Nichts geschieht. Nichts ereignet sich.

Nichts.

Dies:

Ein junger Mann mit geschickten Händen schlendert durch Paris. Ist er arbeitscheu? Vielleicht auch. Aber da ist mehr: er glaubt sich – seiner Geschicklichkeit wegen – berechtigt, auf andere Weise zu leben denn die anderen, weniger Geschickten. Er stiehlt. Er greift anderen in die Taschen. Er nimmt ihnen Portefeuilles weg. Er ist ein Tage- und Taschendieb.

Aber – zunächst – nur ein Dilettant. Ein falscher Freund, ein gelernter Taschendieb, bringt ihm seine Tricks bei. Der junge Mann stiehlt infolgedessen noch mehr und erfolgreicher. Ein wahrer Freund warnt ihn.

Er hört nicht auf ihn.

Eine Mutter beschwört ihn.

Er hört nicht auf sie.

Ein Mädchen sorgt sich um ihn.

Es macht ihm nichts aus.

Schließlich – weil die Polizei ihm auf den Fersen ist – verläßt er Paris. Und stiehlt in Italien.

Und kommt nach zwei Jahren zurück.

Da ist die Mutter tot und das Mädchen hat ein Kind.

Und dann erwischen sie ihn und er kommt ins Gefängnis und dort besucht ihn das Mädchen und er merkt daß er sie liebt und daß er auf ach so krummen Pfaden zu ihr gekommen ist und bei ihr bleiben wird, in Anstand, in Sauberkeit und in Würde.

Ende.

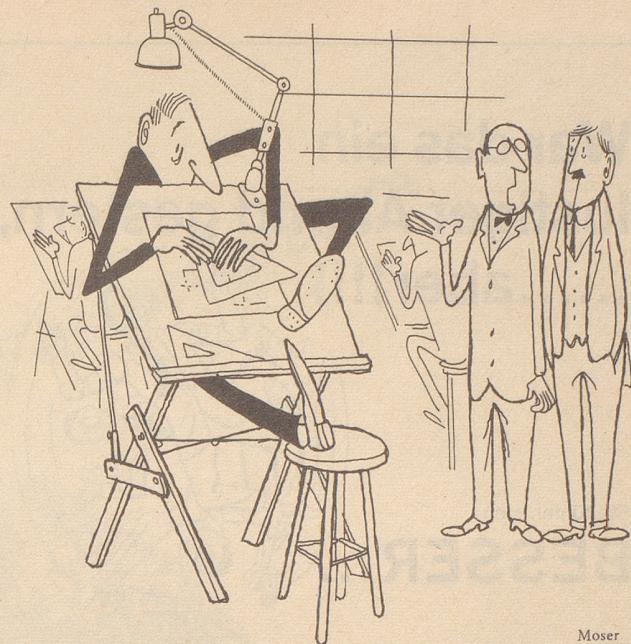
Wirklich: das ist keine Geschichte. Das ist das Gerippe einer Geschichte. Das Röntgenbild einer Story. Und genauso ist der Film, der ganze, ein Röntgenbild.

Bresson sieht nur das Wesentliche. Nur das im Augenblick Wichtige. Es gibt nicht mehr das Ornament der Atmosphäre.

Paris ist ein Skelett.

Die Welt ist ein Skelett. Gerippe einer Welt.

Und das Leben, das sich in solchem Gerüst bewegt, ist Stenogramm des



«Ich habe ihm gesagt, daß ein Projekt nach allen Seiten geprüft werden muß.»

Lebens. So geht es denn darum, dieses Stenogramm zu entziffern.

Man sollte sich die Mühe nehmen, das zu tun.

Die Entschlüsselung lohnt sich.

Plötzlich beginnt sich nämlich mehr als photographierte Wirklichkeit und reproduziertes Leben zu entfalten. Plötzlich blüht hinter der Wirklichkeit, hinter der Realität, eine tiefere Wahrheit auf. Plötzlich enthüllt sich hinter dem Leben, das da in Kurzschrift aufgezeichnet wird, der Sinn des Lebens oder doch jene Ahnung eines Sinnes, deren wir überhaupt fähig sind.

Plötzlich ist die Geschichte des jungen Mannes unsrer aller Geschichte. Deine und meine.

Plötzlich erkennst Du Deine eigene Biographie.

Plötzlich merkst Du: wir stehlen uns durch unsere Tage, sinnlos, hochmüsig, überlegen, egoistisch, uns selbst allem anderen und allen anderen vorziehend.

Und wir behaupten, so sei das Leben und es gehe nur darum, daß es zu unserem Vorteil sei und dann sei es schon in Ordnung.

Aber das ist natürlich nur ein Vorwand.

In Wirklichkeit wissen wir, daß wir uns belügen, wenn wir solches Leben leben. Wissen, daß es keinen Sinn hat. Wissen auch, daß eine Suche nach dem Sinn vergebens wäre.

Bis wir zu Gefangenen werden.

Gefangene unsrer selbst.

Bis wir nicht mehr weiter wissen.

Und dann steht sie auf einmal neben uns: die Gnade.

Dann röhrt uns das große Wunder an, das erste und letzte und einzige

wunderbare Wunder: dasjenige der Gnade.

Und dann ahnen wir etwas vom Sinn des Lebens und der Welt und unserer krummen Pfade durch die Langeweile der Wirklichkeiten. Und wir erkennen: das Leben ist kein Rechenexempel.

Das Leben fügt sich nicht den Gesetzen der Mathematik. Im Leben ist die Gerade nicht die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten.

Denn das Leben ist voller Hindernisse und Hindernisse kann man entweder einrennen oder umgehen. Das Einrennen ermüdet. Das Umgehen ist richtiger.

Zugegeben: das ist meine Deutung dieses Filmes.

Andere werden andere Deutungen finden.

Kunstwerke sind immer vieldeutig. Je ausdeutbarer, je interpretierbarer sie sind, desto größer sind sie. In diesem – und nicht nur in diesem – Sinne, ist *Pickpocket* ein großes Kunstwerk.

Uebersehen Sie es nicht in der Flut der Filme, die uns gegen Ende der Saison noch einmal überspült. Und denken Sie daran: dieser Film bietet sich nicht leichthin an. Er offeriert sich nicht so ohne weiteres.

Er ist spröde, verschlossen, abweisend. Es bedarf der Mitarbeit, wenn man ihn entdecken will. Man muß ihn mithdenken.

Aber ich könnte mir vorstellen, daß sich bei uns zumindest einige Leute finden, denen Denken noch ein Bedürfnis oder sogar eine Lust ist.

Für sie hat Bresson – einer der ganz großen Filmdichter – diesen Film gemacht – eine der ganz großen Filmdichtungen.